

The book cover features a teal background with several large, detailed white chrysanthemum flowers. The flowers have many layers of petals and a dark green center. The overall aesthetic is clean and elegant.

Werner Leichtle

Die Söhne des Posthalters

**Ein historischer Roman
aus dem
nördlichen Lechtal**

Für meine Enkel:

*Elias, Niklas, Sophie, Charlotte, Constantin, Theresa, Leon
und Ben.*

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Epilog

Kapitel 1

Der Koffer im Speicher hat mir keine Ruhe gelassen. Immer wieder habe ich ihn hervorgeholt und darin herumgesucht. Ich weiß nicht, wonach ich gesucht habe. Mir war langweilig, da meine Frau mit den Kindern zur Oma gefahren waren. Ursprünglich wollte ich eine Bergwanderung unternehmen, aber andauernde Regengüsse verhinderten dieses Vorhaben. Ich hätte auch die Buchführung in unserem bescheidenen Elektroladen auf Vordermann bringen können. Wie schon einige Male vorher fehlte erneut die Lust dazu. Lieber durchstöberte ich auf dem Dachboden diesen alten Koffer und schwelgte in früheren Zeiten.

Stets fand ich etwas Neues, konnte es aber nicht so recht einordnen. Was hatte das mit meiner Familie zu tun? Wie von magischer Hand kam mir ein ums andere Mal ein Zeitungsartikel unter die Augen, vergilbt und ausgefranst; ich konnte nicht erkennen, welche Zeitung ich in Händen hielt. Aber das Datum war gerade noch zu lesen: 3. März 1857, ein Datum, auf das ich mir im ersten Moment keinen Reim machen konnte. Da stand:

«Verwerfliche Machenschaften beunruhigen unsere Stadt: Düstere Gestalten stehlen frisch Verstorbene von den Gottesäckern. Wöchentlich erreichten uns Leserbriefe, die über Leichenraub von verschiedenen Friedhöfen der Stadt klagen. Alle fragen, wie lange die aufrechten Bürger in Augsburg derartigen Frevel noch dulden müssen. Und was noch alles geschehen muss, damit die Regierung mit starker Hand gegen die Frevler vorgeht. Da müssen härtere Strafen her.»

Wir sprachen mit einem Zeugen, seinen Bericht drucken wir in voller Länge, damit sie sich selbst ein Bild von diesen

untragbaren Zuständen machen können. Er führt uns allen eindringlich vor Augen, wie beunruhigt die rechtschaffenen Bürger sind. Diese verwerflichen Umtriebe der Unholde bedrohen die Sicherheit der gesamten Bevölkerung:

«Es war am 9. Februar. Es schneite heftig, und die Straßen waren mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Der kreischende Lärm von den Kutschenrädern, der ansonsten die Nachtruhe stört, wurde von dem frischen, weichen Schnee erstickt. Eine unheimliche Ruhe hatte sich bei uns in den Gassen am mittleren Lech ausgebreitet. Wir machten es uns, wie alle rechtschaffenen Bürger in unserer Stadt, am wärmenden Ofen gemütlich, um den wohlverdienten Feierabend zu genießen. Plötzlich hörten wir ein Gefluche. Hinter der Barfüßerkirche, direkt unterhalb meines Stubenfensters, versuchten zwei vermummte Männer ungleichen Alters mit aller Kraft, einen Handkarren auf dem schmalen Weg zu halten. Ständig kamen die Räder ins Rutschen und drohten in den reißenden Bach abzudriften. Mit allergrößter Mühe schafften sie es, dass ihre Fracht nicht Opfer des mittleren Lechs wurde.»

«Pass auf, du Depp», herrschte der Jüngere seinen betagten Kumpanen an. Ich schätzte ihn auf 20 Lenze. Aber er sah mit seinen langen, zotteligen und ungepflegten Haaren um einige Jahre älter und zudem mit seiner Boxerfigur bedrohlich aus. Kommentarlos machte der in die Jahre gekommene Helfer eine Verbeugung vor dem Stärkeren und stemmte sich mit aller Kraft, die ihm verblieben war, gegen den Karren. Beide waren mit sich und ihrem Gefährt so beschäftigt, dass sie einen Herrn der besseren Gesellschaft mit seinen zwei Begleiterinnen nicht zu bemerken schienen. Der Herr war mit einem Zylinder und dickem Gehrock mit pelzbesetztem Kragen bekleidet, auf jeden Fall ein ehrbarer Bürger unserer Stadt. Und arm war er auch nicht. Einen solch wertvollen Gehstock mit silbernem Knauf kann sich nicht jeder leisten.

Ich öffnete leise das Fenster und konnte jetzt sogar hören, was draußen gesprochen wurde. Die Frauen blieben auf Geheiß ihres Begleiters stehen. Er schien argwöhnisch geworden zu sein. Er sprach leise, fast flüsterte er, ich konnte es gerade noch verstehen:

«Was treiben diese zwielichtigen Gestalten bei diesem abscheulichen Wetter? Das sind gefährliche Burschen. Die haben sicher Diebesgut geladen. Als anständiger Bürger muss man das unterbinden. Ich kümmere mich darum. Ihr haltet bitte Abstand und versteckt euch an einem geschützten Platz. Man weiß nie, was die alles im Schilde führen. Da gilt es aufzupassen.»

Er näherte sich forschen Schritts dem merkwürdigen Fuhrwerk. Ich hätte mich das nie getraut! Ich war froh, das Drama hinter schützenden Mauern beobachten zu können. Sofort versuchte der Herr, das Laken zu heben, das über die rätselhafte Fracht gebreitet war, und fragte, was sie geladen hätten. Die beiden Halunken bauten sich bedrohlich vor dem Fremden auf. Sie schienen für einen Moment ihre Zwistigkeit vergessen zu haben. Als Antwort auf die harmlose Frage nach ihrer geladenen Ware schlug der jüngere und Kräftigere ohne Vorwarnung zu und traf seinen Widerpart an der Brust und im Gesicht. Der Herr taumelte ein wenig zurück, Blut tropfte aus der Nase. Aber er gab nicht auf. Jetzt schrie er:

«Was habt ihr da geladen? Hundspack! Schaut aus, als hättet ihr eine Leiche auf eurer Karre. Habt ihr die gestohlen?»

«Kümmre dich um deinen eigenen Mist und zieh Leine, hast du kapiert? Schleich dich, du Wichtigtuer!»

Mir wurde ganz Angst und Bange um diesen ehrbaren Herren. Der war aber nicht gewillt, einem solchen Befehl nachzukommen. Recht und Ordnung schienen ihm äußerst wichtig zu sein. Im Nachhinein muss ich sagen: Hätte er diese Aufforderung nur befolgt, es wäre ihm eine Menge Ungemach erspart geblieben. Aber er öffnete unbeirrt und

ungeachtet der Warnungen das Bündel. Weit kam er nicht. Er hob einen Zipfel des Tuchs von seinem rätselhaften Inhalt hoch und sogar ich konnte den Schädel einer Leiche sehen. Da donnerten auch schon die Fäuste des Halunken unerbittlich auf ihn nieder. Sein teurer Zylinder fiel in den Schnee. Er wich einen Schritt zurück, hob ihn behutsam auf, klopfte den Schnee ab und herrschte die beiden an:

«Was fällt euch ein, einen ehrbaren Bürger ...!», weiter kam er nicht. Die Faust des Diebs traf mitten in sein Gesicht. Erneut landete der Zylinder im tiefen Schnee. Es drohte ein Desaster.

Doch das Glück war auf seiner Seite. Von der Gastwirtschaft «Grauer Adler» machte sich gerade in diesem Moment eine Männerrunde auf den Heimweg. An der Ecke zum Schleiffergässchen befanden sich die Männer nur wenige Schritte von der Rauferei entfernt. Angetrunken und launige Lieder singend, schwankten sie von einer Seite zur anderen. Sie konnten von Glück reden, dass keiner vom Weg abkam und in den mittleren Lech stürzte. Es wäre unweigerlich sein Ende gewesen, denn zu schwimmen vermochten die Männer sicher nicht mehr. Ungeachtet ihres Zustandes erkannten sie die gefährliche Lage des vornehmen Herren und warfen sich dazwischen. Der jüngere Leichendieb ließ sich aber keineswegs von der Übermacht seiner Gegner beirren. Er schien es gewöhnt, der Stärkere zu sein. Mit seiner Brutalität hätte er wohl jeden eingeschüchtert, der sich ihm in den Weg stellte. Jetzt vermutete er gewiss, dass es ja nur angetrunkene, von Grund auf biedere Handwerker und Fabrikarbeiter waren. Seine Fäuste trommelten weiterhin unerbittlich auf seinen Widersacher. Doch die Männer der bierseligen Runde waren nicht nur in der Überzahl, sie schienen gar nicht so harmlos, wie der Leichenschänder es sich vorgestellt haben mag. Auch sie waren kräftige Burschen, die mitten im Leben standen. Und sie schienen sich für Recht und Ordnung

einzusetzen. Ohne zu zögern, griffen sie in das Geschehen ein.

Sie zwangen den nun völlig außer sich geratenen Dieb zu Boden und hielten ihn fest, bis zwei Gendarmen erschienen. Die kamen sicher vom Metzplatz. Das ist hier die nächste Polizeiwache. Vermutlich hatte einer aus der geselligen Runde doch polizeiliche Hilfe herbeigeholt. Die Gendarmen legten den Burschen in Handschellen. Jetzt merkte ich, dass sich der ältere der Leichendiebe klammheimlich aus dem Staub gemacht hatte. Er war nirgends mehr zu sehen.

Als der jüngere der beiden Halunken gefesselt war, kamen auch die zwei Frauen aus ihrem sicheren Versteck auf die Straße. Die eine stieß einen schrillen Schrei aus, als sie das Gesicht des vornehmen Herren erblickte. Soweit ich es bei der Dunkelheit beurteilen konnte, war sein Gesicht voller Blut. Der Verletzte hatte alle Hände damit zu tun, mit seinem Schnupftuch das Blut abzuhalten, das den wertvollen Gehrock zu besudeln drohte.

Die andere Frau begann sogleich, seine Verletzungen mit Hilfe ihres Halstuchs zu behandeln, und auch die Erste half ihr nun ohne zögern. Dass sie nicht zum ersten Mal Wunden versorgten, erkannte ich sogar von meinem Fenster aus. Schließlich konnten sie mit ihrem Begleiter den restlichen Weg in Richtung Hunoldsgraben fortsetzen. Sie mussten sich ein wenig beugen, damit er sich auf ihren Schultern abstützen konnte. Ich hörte noch, wie die Ältere von beiden meinte: «Gottlob sind wir zu zweit, alleine hätte ich das alles nicht geschafft.»

Kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, brüllte der wilde Bursche in Richtung der drei, trotz Fesseln und Bewachung durch die Gesetzeshüter «Dich finde ich! Keine Sekunde wirst du vor mir sicher sein. Zermalmen werde ich dich! Du bist schlimmer als eine Pestbeule! Und deine Begleiterin merke ich mir auch. Die hört noch von mir!»

Ganz genau weiß ich den Wortlaut nicht mehr, es war eher noch unflätiger. Man getraut sich ja solche Worte kaum in

den Mund zu nehmen. So jung und schon dermaßen verkommen. Wohin soll das noch führen?»

Die Gendarmen hatten gewaltige Probleme mit dem Dieb. Er versuchte fortwährend, sich loszureißen. Auf dem Weg zur Polizeistation trafen sie gottlob auf einen Kollegen. Als der mit Stockschlägen drohte, sollte sich der aufmüpfige Unhold nicht der Staatsgewalt fügen, wurde es leichter. Angst schien der verwegene Leichendieb aber nicht zu kennen. Bestimmt hatte sein Kumpan den Chef benachrichtigt und dieser würde ihn dann innerhalb kürzester Zeit aus dem Knast freikaufen. Über diese unhaltbaren Zustände werden wir in einem gesonderten Artikel berichten.

Am nächsten Tag fand sich der Herr mit dem Gehstock auf der Gendarmerie ein. Seine Blessuren waren fachgerecht verbunden. Zu seiner Überraschung musste er erfahren, dass der Dieb auf höhere Weisung freigelassen wurde. Darüber war der feine Herr so sehr entrüstet, dass er um ein Haar vergessen hätte, die bei der Verhaftung ausgestoßenen Drohungen des Ganoven anzuzeigen. Wie viele andere Betroffene zuvor vermutete er aber, dass da höchste Kreise ihre Finger im Spiel hatten oder dass der Halunke von irgendeinem Gauner freigekauft wurde.

Am mittleren Lech bereitete sich wieder eine friedliche Stille aus. Der ununterbrochen fallende Schnee überdeckte alle Schandtaten. Vom Karren samt der Leiche gab es nicht eine Spur. Aus zuverlässiger Quelle erfuhren wir, dass sich der mächtige Anführer der beiden Diebe den Wagen mit der Leiche geschnappt hatte, nachdem die Gendarmen mit dem Verhafteten abgezogen waren.

Durch die schnelle Freilassung des Verbrechers, was wir übrigens schon öfter beklagt hatten, besaß bald ein Mediziner rechtzeitig seine bestellte Ware. Wie leider allzu

häufig konnte er in seinem geheimen Zimmer neben dem Praxisraum die Leichenöffnung vornehmen, die er zur Vertiefung seiner Anatomiekenntnisse zu benötigen glaubte. Er wusste, dass Leichenöffnungen verboten waren und mit hohen Strafen belegt wurden. Dies schreckt aber nur die wenigsten Ärzte ab.

Die Patienten bemerken natürlich den Gestank, der sich danach im ganzen Haus verbreitet. Sie wissen aber nichts von einem geheimen Zimmer in der Praxis und schon gar nicht, dass der Arzt - und nicht nur er - diese Leichenuntersuchungen mit bloßen Händen durchführt. Auch nicht, dass er sie anschließend ungewaschen, mit Leichenresten an Händen und Kleidung, behandeln würde. Sie wären nie und nimmer hier aufgetaucht. Kein Mensch will beim Arzt mit Leichengift angesteckt werden. Denn eine danach nötige Krankenbehandlung wäre für Patienten eine teure Angelegenheit geworden.

Solche Ärzte sind es, die nicht nur Verbotenes tun, sondern auch die Halunken anstiften. Darüber hinaus gefährden sie ihre Patienten mit schwerer Krankheit.»

Kapitel 2

Den überraschend freigelassenen Halunken kannten die meisten im Milieu unter dem Namen Bepperl. Der hatte mit seinen 20 Lenzen schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Viele Menschen erinnerten sich noch genau an diese Zeit und an den Umbruch in Augsburg im Jahr 1846.

Die Stadt hatte durch die Industrialisierung erheblichen Zustrom von der Landbevölkerung erhalten. Darunter befand sich eine große Anzahl Frauen, die nun in den Fabriken Arbeit finden konnte. Wohnten im Jahr 1830 noch 29.000 Augsburger in der Stadt, waren es 20 Jahre später schon 51.000. Diese verlangten nach ausreichender Nahrung. So schossen an jeder Ecke Läden und Gastwirtschaften aus dem Boden, die dann händeringend Personal suchten.

Bepperl wusste diesen Umbruch für sich zu nutzen. Die Familie seiner Cousine hatte ihn aufgenommen, nachdem er nach dem Tod der Mutter eine Bleibe gesucht hatte. Sie besaß eine Kneipe im Lechviertel. Jetzt beabsichtigte die Cousine und ihr Mann, mit einer kleinen Metzgerei ihr Auskommen zu verbessern. Eine billige Arbeitskraft aus der weitläufigen Verwandtschaft kam da zum rechten Zeitpunkt. Es störte keinen, dass Bepperl gerade erst elf Jahre alt war und nicht besonders aufgeweckt erschien. «Bepperl, was treibst schon wieder, schlaf nicht ein! Du sollst das Blut rühren. Sonst gibt es nie und nimmer eine Blutwurst. Rühren, rühren und nochmals rühren. Nicht träumen. Schlafen kannst du in der Nacht! Wie oft soll ich dir das noch predigen, du Nichtsnutz. So wird nie etwas aus dir.»

Der Onkel war kein verträglicher Mensch. Wenn er Bepperl nicht mit Schimpfworten überhäufte, schlug er ihn mit

allem, was ihm in die Finger geriet. Da war er nicht zimperlich.

Der schwächliche Bub schaute regungslos auf den Bottich, der vor ihm stand. Kaum hörbar versprach er, von nun an fleißig das Blut mit dem Holzlöffel umzurühren. Ihm gelang es nicht, sich in die Gedankenwelt der Erwachsenen hineinzusetzen. Er hasste sie. Immer nur Beschimpfungen und Schläge. Er war hilflos und wütend und er schwor sich, es sämtlichen Leuten zu zeigen, später einmal, wenn er größer und stärker war. Die würden sich schon noch wundern, er würde sich an allen rächen.

Momentan musste er mit diesem tristen Leben auskommen. Er hatte an nichts Spaß, was anderen Kindern gefiel. War ohne Freunde und blickte meist missmutig ins Leere. Spielkameraden hatte er nie gefunden. Das tägliche Herummäkeln nagte an ihm, keinem im Haus konnte er es recht machen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich weiter in sein Schneckenhaus zu verkriechen. Seit er denken konnte, wurde er herumgeschubst. Einzig seine Mutter hatte ihn gemocht und in den Arm genommen. Aber die war tot. Sie konnte ihm nicht mehr helfen, wenn er von anderen Kindern und Jugendlichen gehänselt wurde, und das kam häufig vor. War es seine Schuld, dass seine Haare einen Rotstich hatten, dass er spindeldürr war und nur sprach, wenn er unbedingt musste? Bepperl hatte einen Vorsatz. Er wollte stark sein, kräftiger als alle anderen. Er wollte seine Muskeln vergrößern. Dann konnte er der ganzen Welt zeigen: «Ich bin wer.» Jeder sollte sehen, dass er in der Lage war, sich zu wehren. Er wollte sich nicht mehr herumstoßen lassen. Die würden es früh genug noch merken, wenn seine Rache sie traf. Die Erniedrigungen und Einschüchterungen würde er sich nicht mehr lange gefallen lassen. Seinen Hass auf die Mitmenschen betrachtete er nicht als falsch oder gar niederträchtig. Nein, es war seine einzige Überlebenschance. Außer seiner Mutter gab es lediglich einen Menschen, den er von diesem Hass verschonte: Ein

unschuldiges Mädchen, für ihn der Inbegriff von Schönheit. Er hatte sie in seinem Leben erst einmal gesehen. Sie war ebenso schweigsam wie er. Damals, als sie ihn im Heim mit ihrem Bruder besuchte. Diesen Bruder mochte er überhaupt nicht. Das war auch so einer, der ihn unablässig bevormundete, genauso wie die Schwestern in der Anstalt. Daran änderten auch die Geschenke nichts, die der Bruder immer wieder mitbrachte.

Niemandem in der armseligen Metzgerei war bisher aufgefallen, dass der belächelte Lehrling gerne Blut sah. Sobald er diese rote, dickflüssige Masse erblickte und rührte, fühlte er sich frei und kraftvoll. Er träumte von Schlachten und von Helden. Es kam nicht nur einmal vor, dass er in seinen Tagträumen vergaß, die aufgetragene Arbeit zu erledigen. Wenn er sich unbeobachtet wähnte, beugte er sich über den mit Schweineblut gefüllten Holzbottich und sog den Geruch des Blutes tief durch die Nase. Ein aufregender Duft für ihn und kein Gestank. Fließendes Blut war ein Symbol für den Sieg über seine verhassten Feinde. Hier in der Schlachtereie war er der Herr des Blutes. Endlich auch einmal der Mächtige, der Sieger.

Wenn die Frau des Metzgers zum Essen rief und es Blutwurst mit Kraut und Pellkartoffel gab, fühlte sich Bepperl wie im siebten Himmel. Blut rühren und hinterher verspeisen, das erweckte in ihm kannibalische Vorstellungen. Der Genuss der Blutwurst war für ihn wie der Verzehr seiner Feinde. Er spürte die Kraft der Gegner, wie sie sich mit jedem Bissen in seinem Körper vermehrte.

Das Schlachthaus war für ihn der aufregendste Spielplatz. Das Schlachten einer Kuh bereitete ihm höllischen Spaß. Vor allem, wenn danach die Gesellen mit Kuhaugen Fußball spielten, hüpfte sein Herz vor Freude. Unvorstellbar, wie rasant diese Kugeln über den glitschigen Boden schlitterten. Ein ums andere Mal gab es dann blaue Flecken, wenn die Gesellen ihr Gleichgewicht nicht halten konnten. Ein mächtiger Spaß für alle.

Das geschah aber nicht oft, denn für gewöhnlich töteten sie Schweine. Ein Schlag mit der stumpfen Seite eines Beils auf die Stirnfläche einer Sau genügte, dass das sitzende Tier betäubt zusammenbrach. Wie gerne würde Bepperl über die Schwarte der erledigten Sau streichen. Aber er hatte Angst, von den anderen deswegen gehänselt zu werden. Sie wussten ja nicht, dass es nicht aus Mitleid geschah. Es gelüstete ihn danach. Er lechzte nach wohliger Erregung, die er sich bei der Berührung der noch warmen Schwarte der gerade verendeten Sau holte. Menschliche Berührungen kannte der junge Bepperl nur durch Schläge, Ansprache nur durch Beschimpfungen. Er lernte früh, dass es mit Gewalt und Erniedrigung immer noch besser zu leben ist, als gar nicht beachtet zu werden. Er kannte es nicht anders, es war sein Schicksal. Nach dem Schlag auf den Kopf der Sau war Eile geboten. Ein Geselle schob einen Holzbottich unter den Schädel und durchtrennte mit einem einzigen Schnitt die Halsschlagader. Für Bepperl bedeutete es den Höhepunkt der Schlachtung, wenn das Blut wie ein Sturzbach aus dem Hals sprudelte und damit alles Leben schwand. Seine Stunde war gekommen: Das warme Blut solange zu rühren, bis es erkaltet war. Danach erst konnte es weiter zur Blutwurst verarbeitet werden. Währenddessen bereitete sich der Metzger zum Abbrennen der Borsten vor. Er fackelte die Sau mit einem brennenden Stroh Bündel ab. Das war grundsätzlich die Arbeit des Meisters. Nur er beherrschte dies, ohne die Schwarte zu beschädigen. Das Abbrennen musste sich unbedingt im Freien abspielen und es durfte nicht regnen. Die Gefahr, das ganze Haus in Schutt und Asche zu legen, wäre zu groß gewesen. Regen hätte die Flamme zum Abfackeln der Sau gelöscht. Heute schien die Sonne, ein perfektes Wetter für ihr Vorhaben. Danach schlitzte der Metzger mit einem kurzen scharfen Messer hinter den Achillessehnen die Füße der Sau auf. Er führte ein dickes Seil durch die Öffnung und hängte mit zwei Gehilfen das Schwein an einen Balken, um es auszunehmen.

«Bepperl, wie lang willst du noch im Bottich rühren. Prüfe mal mit deinem Finger, ob das Blut schon kalt ist. Dann kommst her zu uns und hilfst beim Auswaschen der Därme. Und sau nicht so rum wie letztes Mal. Stinkst eh schon mehr als ein Mensch das aushalten kann.»

Bepperl schwieg wie immer. Innerlich aber kochte er vor Wut. Warum war ständig er das Ziel dieser hundsgemeinen Angriffe? Er hatte nie einem der Metzgergehilfen irgend etwas zuleide getan. Im Gegenteil, er versuchte jeden Tag, es allen recht zu machen. Seit er sich erinnern konnte, sah er sich stets in einer Ecke sitzen, kurz davor, von seinem maßlosen Zorn aufgeessen zu werden.

Später kamen Rachegefühle dazu. Dann war der Zorn schon leichter zu ertragen. Aber er fühlte sich ohnmächtig, er war ja dünn und schwach und konnte gegen die Metzgergesellen nichts ausrichten. Allein seine Träume von eigener Stärke und unbändiger Gewalt trösteten ihn – und gelegentlich noch der Gedanke an seine Mutter. Sie war die Ausnahme unter all den Menschen, mit denen er bisher zu tun hatte. Seiner Mutter hatte er blind vertraut. Aber sie war ja nicht mehr, war tot. Nur deshalb, weil sie mit so vielen Männern herumgemacht hatte. Über seinen Vater hatte er nie etwas erfahren. Weder die Mutter, noch andere aus seinem Umfeld, hatten je ein Wort darüber verloren. Ihn gab es einfach nicht. Die Schwestern im Waisenhaus hatte er auch nicht gemocht. Sie meckerten tagein tagaus an ihm herum. Bei seinen Halbgeschwistern wusste er nicht so recht, ob sie ehrlich zu ihm waren. Der Johannes hatte ihm nie Böses angetan, war ihm immer wohl gesonnen gewesen. Dennoch mochte er ihn nicht. Aber da gab es noch die Elisabeth. Sie war anders. Sie streichelte seine Seele. Seit er sie im Waisenhaus gesehen hatte, war sie Bestandteil in all seinen Träumen. Genauso stellte er sich seine Frau später einmal vor. Sie musste er haben, kostete es, was es wollte.

Bepperl war so intensiv in seinen Gedanken versunken, dass er nicht bemerkte, wie sich ihm von hinten ein

Metzgergeselle näherte. Dieser abscheuliche Bursche fuchtelte mit dem Ringelschwänzchen der eben geschlachteten Sau schamlos vor seinen Augen herum. Damit nicht genug. Der fürchterliche Kerl nestelte auch noch an den Bändern der einzigen Hose, die er besaß, und versuchte, sie zu öffnen. Bepperl wurde jäh aus seinen Träumen gerissen. Was wollte diese ekelhafte Gestalt von ihm? Er wehrte sich mit aller Kraft. Das ging entschieden zu weit. Er verabscheute diese Intimität mit einem Mann. Er träumte von einer Frau. Von Elisabeth. Alles ließ er nicht mit sich geschehen. Doch der Metzgergeselle war stärker. Und wieder war er ohnmächtig und Spielball der Lust von solch widerlichen Gestalten. Nicht einmal seine intimsten Teile konnte er schützen.

Kapitel 3

Mit erhobenem Haupt und leuchtenden Augen standen Johannes und Michael in der Aula des Gymnasiums bei St. Stephan.

«Das hätten wir geschafft».

Beide strahlten um die Wette. Gerade war ihnen das Abiturzeugnis überreicht worden. Voller Stolz zeigten sie den Eltern das Ergebnis ihres jahrelangen Schuftens in der Schule. Dafür erwarteten sie Lob. Die Abiturienten blickten in die Augen des Adoptivvaters. Würde er reagieren? Bisher hatte er sich auffallend teilnahmslos verhalten. Hatten sie etwas falsch gemacht? Ihre euphorische Stimmung drohte zu kippen. Die vorzüglichen Noten lechzten doch nach Lob. Sie hatten dies ohne Frage verdient.

«Das ist eine beachtliche Leistung von Euch beiden. Herzlichen Glückwunsch. Seid ihr euch sicher, welchen Beruf ihr später ausüben wollt?»

«Du weißt ja, ich werde Medizin studieren. Und du Michi, hast du immer noch vor, Bauingenieur zu werden?»

«Ja, das möchte ich. Brückenbau würde mir gefallen.» Michael schaute zu seinem Vater, der nickte kurz und murmelte unverständliche Worte in seinen Bart. Dann antwortete er kaum vernehmlich: «Eure Mutter und ich werden uns verabschieden, wir sind müde. Es war ein aufregender Tag.»

Bevor beide Brüder antworten konnten, waren Mutter und Vater verschwunden. Sie hatten Johannes nach dem Tod seiner Eltern adoptiert. Aus Freunden waren Geschwister geworden. Elisabeth, die Schwester, lebte damals bei ihrer Freundin in einer Pflegefamilie und war erst seit dem Umzug